# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

FISCHER

Jennifer Niven

# Für einen Sommer unsterblich

Aus dem Englischen
von Maren Illinger

FISCHER

Außerdem von Jennifer Niven bei FISCHER:
*Stell dir vor, dass ich dich liebe*

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
FSC
www.fsc.org

Erschienen bei FISCHER

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel ›Breathless‹ bei Alfred A. Knopf,
an imprint of Random House Children's Books,
a division of Penguin Random House LLC, New York
This translation published by arrangement
with Random House Children's Books,
a division of Penguin Random House LLC
Text copyright © 2020 by Jennifer Niven

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7373-5807-1

Und irgendwann spaziert Jeremiah Crew herein. Erst halte ich ihn für ein Trugbild, aber nein, er ist es wirklich, mit verschränkten Armen lehnt er sich an den Küchentresen und unterhält sich mit Jared und ein paar anderen, die hier wohnen. Er trägt Jeans. Ein dunkles T-Shirt. Keine Schuhe. Er fängt meinen Blick auf und redet einfach weiter, ohne die Augen von mir zu lösen.

»Scheiße, dein Gesicht!«, brüllt Wednesday über den Song hinweg.

»Was?«

»Du stehst auf Miah.« Sie sieht mich mit ihren Katzenaugen an.

»Ich kenne ihn gar nicht.«

»Mhm.«

Die Musik wechselt, ein Countrysong beginnt, den ich nicht kenne, langsam und schmachtend. Ich sehe Miah an, wie er dasteht. Wie er sich unterhält. Wie er sich eine Handvoll Chips nimmt und isst. Wie er die anderen stehenlässt. Wie er an Wednesday vorbeigeht, die ihm mit dem Blick förmlich ein Loch in den Kopf brennt. Wie er mir die Hand reicht und sich übertrieben verbeugt, als wäre ich eine Prinzessin.

»Tanzen?«

Ich tue so, als müsste ich überlegen. Ich schaue mich um, als würde ich die Alternativen durchgehen.

Schließlich zucke ich mit den Schultern. »Meinetwegen.«

Er zieht mich mit einem Arm an sich und legt mir den anderen Arm um die Taille. Wir tanzen ein paar Augenblicke so, dann hebe ich den Blick und sehe, dass er mich anstarrt.

»Deine Haare sind kürzer. Richtig kurz. Wolltest du dich deshalb ertränken?«

»Ich wollte mich nicht ertränken. Und die Haare waren schon so, als du mich beim Schwimmen gestört hast.«

»Da war ich zu beschäftigt, dir das Leben zu retten, um es zu merken.«

»Du hast mir nicht das Leben gerettet.«

»Ach, so schlimm ist es doch gar nicht.« Er starrt meinen Kopf an. »Sie wachsen ja nach. Irgendwann.«

»Wenn du das sagst.«

»Vielleicht gefallen sie mir dann besser.«

»Super. Danke. Und danke für das Insektenspray.«

»Du sahst aus wie ein Moskitoopfer.«

»Tja.«

»Ich hab gehört, dass du nach mir gefragt hast.«

»Ich wollte nur etwas aufklären.«

»Warum du mir deine Nummer gegeben hast?«

»Nein.«

»Warum ich sie dir zurückgegeben habe?«

»Nein. Ich wollte dir nur sagen, dass ich nicht kurz vorm Ertrinken war und auch nicht versucht habe, mich zu ertränken. Tut mir leid, dass du das Gefühl hattest, du müsstest mich retten.«

Er sagt: »Du sahst so aus, als würdest du ertrinken.«

»Tja, war aber nicht so.«

»Okay. Schön für dich. Und keine Ursache.«

»Wofür?«

»Dass ich dir das Leben gerettet habe.«

»Du hast mir nicht das Leben gerettet.«

»Irgendwie schon.«

»Egal. Das wollte ich dir nur sagen.«

Über seine Schulter wirft Wednesday mir einen bohrenden Blick zu und marschiert davon. Vielleicht sollte auch ich davonmarschieren, aber ich tue es nicht. Ich will nicht. Seine Hände fühlen sich gut an. Sie halbieren die Einsamkeit.

Dann sagt er: »Ja, das passt.«

»Was?«

»Du willst führen.«

»Nein, will ich nicht.«

»Doch, willst du. Ist schon okay. Ich bring es dir bei.«

»Das ist verdammt sexistisch.«

»Nein, ist es nicht. Das ist kein Männer-Frauen-Ding. Manchmal muss man einfach lockerlassen und sich eine Weile führen lassen. Ich vermute, das ist ein Problem für dich.«

Seine Grübchen blitzen auf, und mein Magen wird ganz flau. Innerlich rede ich ihm zu: *Hey, kein Grund zur Aufregung. Das sind einfach nur zwei Vertiefungen in seinem Gesicht, kleine Löcher neben seinen Mundwinkeln, die absolut gar nichts zu bedeuten haben*.

Ich sage: »Können wir einfach nur tanzen, ohne zu reden?«

»Natürlich.«

Er zieht mich an sich, mein Kopf berührt seine Wange, und ein paar Sekunden lang gibt es nur die Musik und seine Hände auf meinem Rücken. Dann spüre ich seinen Atem im Ohr, und wie er hineinsagt: »Warum bist du so wütend auf die Insel? Oder bist du wütend auf die ganze Welt?«

Ich lehne den Kopf zurück und sehe ihn an. Sein Mund ist ernst, aber seine Augen grinsen, als wäre ich wahnsinnig komisch.

»Ich bin nicht wütend. Mir geht's bestens. Ich bin gerne hier. Es ist phantastisch.«

»Okay.«

»Ich meine es ernst.« Zum Beweis lächle ich ihn an. Mein bestes Lächeln, das ich in den letzten Wochen perfektioniert habe.

»Ich glaube dir nicht.«

»Aber es stimmt. Ich weiß keinen Ort, an dem ich gerade lieber wäre. Obwohl ich nie herkommen wollte. Obwohl ich eigentlich in Ohio sein sollte. Auf Kayla Rosenthals Party, um genau zu sein. Wodka trinken mit Saz und meinen Freunden und mit Wyatt Jones rumknutschen und den Trip meines Lebens vorbereiten und nach Hause gehen und in dem Bett schlafen, in dem ich

schlafe, seit ich zehn bin. Obwohl ich nie ein Himmelbett wollte, aber mein Dad meinte, jedes kleine Mädchen träumt von einem Himmelbett, und er hat mich damit überrascht, das war echt süß. Da wollte er uns noch. Jetzt schlafe ich in einem Bett, das mir nicht gehört, und sehe das Foto eines Jungen, der für immer zwölf bleiben wird. Wenn ich dich also gestern angeschnauzt habe, weil es mir nicht gutging, dann tut es mir leid. Aber ich wäre nicht ertrunken. Jedenfalls nicht im Wortsinn. Ich habe dich nicht gebeten, mich zu retten. Ich kann mich selbst retten. Nicht, dass ich überhaupt gerettet werden müsste. Du weißt, was ich meine.«

»Äh, ehrlich gesagt weiß ich überhaupt nicht, was du meinst.«

Meine Brust ist eng, und ich wünschte, ich hätte noch ein Bier, um den Lärm in meinem Kopf zum Schweigen zu bringen. Der Song geht in einen anderen über, und er lässt mich nicht los, also bleibe ich. Als der Song endet, frage ich, bevor er sich von mir lösen kann: »Wollen wir von hier verschwinden?«

# Tag 3
## (Teil drei)

Wir fahren in seinem alten schwarzen Pick-up mit heruntergelassenen Fenstern durch die Nacht. Auf dem Armaturenbrett liegen ein paar Sanddollars und andere Muscheln. In der Mittelkonsole eine Kamera. Ein Taschenmesser und ein paar Münzen und eine Dose Insektenspray in einem der Becherhalter. Eine Flasche Wasser in dem anderen, die er mir jetzt reicht.

Ich trinke einen Schluck und gebe sie ihm zurück.

»Du solltest noch mehr trinken.«

»Ich bin nicht betrunken.«

Aber ich trinke trotzdem und spritze mir das T-Shirt nass, während der Pick-up über die Straße ruckelt.

Er sagt: »Also. Wenn du dich nicht ertränken wolltest und auch nicht kurz vorm Ertrinken warst, was hast du dann da draußen gemacht?«

»Ich will nicht darüber reden.

»Das glaube ich keine Sekunde. Du brüllst und redest jedes Mal, wenn ich dich sehe.«

Beinahe sage ich nichts. Aber es ist so – ich will darüber reden. Und er ist da. Und er fragt. Und er wird nicht wegrennen, jedenfalls nicht, solange er fährt. Außerdem muss ich gar nicht viel sagen. Er kennt meine Familie nicht, er kennt mich nicht, es ist nicht so, als würde ich unsere Geheimnisse ausplaudern.

»Es ist wegen meiner Eltern. Wegen meines Dads.«

Sein Lächeln erlischt wie eine Kerzenflamme. Ein Funke ist noch da, aber er verwandelt sich in Rauch. »Dads.« Und in dem Moment sehe ich es – er hat seine eigene Dad-Geschichte.

»Sie haben sich getrennt. Einfach so.«

»Das tut mir leid.«

»Danke.« Und dann heule ich los wie eine Idiotin.

Er murmelt: »Scheiße.«

Ich fühle, wie der Pick-up zum Stehen kommt, dann beugt er sich über den Sitz zu mir und nimmt mich in den Arm. Er sagt nichts, lässt mich einfach weinen. Ich lasse die Tränen laufen, in erster Linie, weil ich nicht aufhören kann. Mein Gesicht ist an sein Shirt gedrückt, er hat einen Arm um mich gelegt und streichelt mir mit dem anderen übers Haar, und ich muss noch heftiger weinen, so heftig, dass ich Angst kriege, nie wieder aufhören zu können. In sein Shirt hinein sage ich: »Tut mir leid. Tut mir leid.« Aber es ist ganz erstickt und verzerrt vom Schluchzen. Dann denke ich: *Oh mein Gott, was, wenn ich nie wieder aufhören kann? Wenn wir noch im August hier sitzen?* Denn so viele Tränen habe ich in mir.

Aber ich muss aufhören, weil ich ihn nicht kenne und er mich nicht kennt und die Menschen es nicht mögen, wenn man weint und über Dinge redet, die schmerzhaft oder bedrückend sind. Sie wollen, dass man lächelt und sagt, dass alles in Ordnung ist, deshalb reiße ich mich jetzt zusammen, so dass ich mich zurücklehnen und schütteln und sagen kann: »Alles okay. Ich bin so blöd. Tut mir leid. Vielleicht hab ich doch zu viel getrunken.« Ich wische mir das Gesicht und setze mich kerzengerade hin, ohne ihn zu berühren, ganz allein – wie ein großes Mädchen.

»Bist du sicher?«

»Ich bin sicher.«

»So eine Flut hab ich seit dem letzten Hurrikan nicht mehr gesehen.«

Er tätschelt mir unbeholfen den Kopf, dann fährt er weiter, eine Hand am Steuer, einen Arm im Fenster, die Augen auf der Straße.

Nach einer Weile fragt er: »Alles klar da drüben?«

»Alles klar.«

Es gelingt mir, den Kopf oben zu halten, obwohl er garantiert hundert Kilo wiegt, und ich lächle, damit er sieht, dass es stimmt.

Ich sage: »Ich dachte, Fahrzeuge sind auf der Insel nicht erlaubt?«

»Für Parkverwaltung, Hotel und die Bewohner schon. Ich hab den Pick-up meinen Freunden Bram und Shirley abgekauft.«

»Wohnst du hier?«

»Nur im Sommer. Aber ich komme her, seit ich 13 bin.«

»Selbst wenn du weggehst, kommst du immer wieder.«

Er sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Stimmt.«

»Das hat Jared gesagt.«

Er nickt. »Ich dachte, so langsam hätte dich das Inselfieber gepackt?«

»Ähm, nein.«

»Schade.«

»Und warum hier?«

»Die Alternative war der Jugendknast. Ich war nicht immer der aufrechte Bürger, den du vor dir siehst.«

Ich werfe einen Blick auf seine nackten Füße auf den Pedalen. Auf seinen Ellbogen, der im offenen Fenster liegt, auf seine Hand, die da ruht, total zu Hause.

»Bist du auch mal ernst?«

»Manchmal.« Er wirft mir ein Lächeln zu, das im Dunkel des Wagens wie ein Glühwürmchen aufleuchtet.

Ich sage: »Ich will noch nicht nach Hause.«

»Was ist mit deiner Mom? Macht sie sich keine Sorgen?«

Ich lüge. »Nein. Die schläft schon.«

Er nimmt mich an einen Strand namens *Little Blackwood Beach* mit. Hinter den Dünen setzt er sich und klopft neben sich auf den Boden.

»Was machen wir?«, flüstere ich, weil das Ganze etwas Geheimnisvolles, Verstohlenes an sich hat.

»Wir warten.« Hier draußen in der Nacht, unterm Mond, ist seine Stimme sanft und verwaschen.

Ich würde ihn gern fragen, worauf wir warten, aber seine Energie ist wie die meiner Mom. Beruhigend und lindernd und warm wie ein Lagerfeuer. Mein Kopf dreht sich ein bisschen vom Bier und der Nacht und ihm.

Wir sitzen da und warten.

Und warten.

Ich weine nicht mehr, aber ich fühle es noch in den Augen und der Nase und im ganzen Körper, als wären die Tränen Blut gewesen und ich jetzt ganz leer.

Schließlich frage ich: »Worauf warten wir?«

»Karettschildkröten. Sie schwimmen Hunderte Meilen, um hier ihre Jungen zu kriegen. In den meisten Jahren – zwischen Mai und August, manchmal September – brüten sie an denselben Stränden, an denen sie selbst geschlüpft sind. Diese Schildkrötenart war schon unterwegs, als es noch Dinosaurier gab.« Er schweigt, dann spricht er weiter, seine Stimme kommt und geht wie die Wellen des Ozeans. Auf und ab. Auf und ab. »Ein Weibchen kann bis zu 200 Eier legen. Zwei Monate später, wenn das Nest überlebt, schlüpfen die Jungen und machen sich auf ins Meer. Die meisten von ihnen schaffen es nicht.«

Ich stelle mir die Babyschildkröten vor, ganz allein.

»Kann man da nichts machen?«

»Wir machen eine Menge – wir markieren und datieren die Nester und legen Netze drüber, um sie vor Kojoten und Waschbären zu schützen –, aber ab einem gewissen Punkt muss man der Natur einfach ihren Lauf lassen.«

Ich stelle mir den Aufwand vor – die Mutter strampelt sich ab, um an den Strand zurückzukehren, an dem sie geschlüpft ist, und baut ein Nest für ihre Babys, nur um sie dann ihrem Schicksal zu überlassen.

»Warum bleibt sie nicht da?«

»Sie tut, was sie kann, und dann muss sie gehen. Ich weiß auch nicht, warum.«

Er legt mir die Hand auf den Arm, und plötzlich kann ich nur noch daran denken. Seine Hand auf meiner Haut. Mein ganzer Arm wird warm, die Wärme zieht bis in meinen anderen Arm und weiter durch meinen ganzen Körper.

Dann fährt er sich mit der Hand durch die Haare. Ich sehe ihn an, er sieht mich an, und zum ersten Mal seit Wochen fühle ich mich beinahe gut. Mir fällt ein, was ich mal in Physik gelernt habe – über das Gewicht von Wasser. Dass ein Liter Wasser genau ein Kilo wiegt. Ich habe in Miahs Pick-up vermutlich zehn Liter Wasser geweint, und jetzt fühle ich mich so leicht, als könnte ich davonfliegen, hoch in den Himmel.

Er fragt: »Was ist mit deinen Eltern passiert?«

Vielleicht liegt es an dieser sonderbaren, magischen Nacht oder daran, dass seine Stimme so sanft geworden ist, oder am Aufblitzen seines Lächelns im Dunkeln oder seinen nackten Füßen. Aus irgendeinem Grund tue ich etwas, was ich seit Wochen nicht getan habe. Ich mache den Mund auf und rede.

Ich erzähle ihm alles, ohne mich zu zensieren.

Und er hört zu.

Und hört zu. Und während er zuhört, sieht er von Zeit zu Zeit zu mir und dann wieder zum Ozean. Wieder zu mir, wieder zum Ozean.

Als ich fertig bin, will ich sofort alle Worte wieder einsammeln und zurücknehmen. *Das ist der Alkohol,* denke ich. *Nächstes Mal solltest du weniger trinken.*

Schließlich sagt er: »Es war also einfach so? Ich meine, mehr hat er nicht gesagt – *Ich liebe euch, aber ich muss hier raus?«*

»Einfach so.«

»Hm.«

»Ich wusste ja, dass ich mich am Ende des Sommers von ihm hätte verabschieden müssen, aber nicht so. Nicht diese Art Abschied. Ich … weiß auch nicht. Ich hätte mehr Zeit gebraucht.«

»Wir brauchen immer mehr Zeit. Also, falls dir das hilft, es

könnte schlimmer sein. Du könntest auch nur ein Elternteil haben, das kaum funktioniert und manchmal nicht mal aus dem Bett kommt. Dann müsstest du dir deinen eigenen Geburtstagskuchen backen, obwohl du in der Küche überhaupt nichts hinbekommst. Also würdest du dir denken: Vielleicht klaue ich einfach einen Kuchen im Supermarkt … Aber dem Supermarkt würde das gar nicht gefallen.«

»Ist das wirklich passiert?«

»Könnte sein.«

»Ich denke die ganze Zeit, ich hätte es kommen sehen müssen. Und ich hätte eine bessere Tochter sein sollen.«

»Ich kenne deinen Dad nicht, aber ich kenne mich mit Dads aus, die abhauen, und ich bin mir ziemlich sicher, dass das nichts mit dir zu tun hat.«

»Einerseits hasse ich ihn – so richtig –, und andererseits vermisse ich ihn. Ich will, dass er alles wieder in Ordnung bringt, bis es so ist, als wäre es nie passiert. Ich bin wütend auf meine Mom, weil sie es nicht verhindert hat, und ich bin wütend auf mich selbst. Im Großen und Ganzen bin ich wütend.« Es ist das erste Mal, dass ich es laut ausgesprochen habe.

Ich spüre seinen Arm auf meinem, und er erinnert mich daran, dass ich nicht der einzige Mensch auf der Welt bin. Ich atme ein. Und aus. Ich denke: *Für heute hast du genug geredet*.